

Finale

O-Ton

«Schlechte Menschen brauchen nichts weiter, um ihre Ziele zu erreichen, als dass gute Menschen zusehen und nichts unternehmen.»

John Stuart Mill

Unbekanntes von Fernand Léger entdeckt

Kunst Kunstexperten in den Niederlanden haben ein bedeutendes Werk des französischen Malers Fernand Léger (1881-1955) entdeckt, das sich mehr als hundert Jahre auf der Rückseite eines anderen Léger-Gemäldes unter einer klebstoffähnlichen Schicht verbarg. Das Werk mit dem Titel «Rauch über den Dächern» stamme mutmasslich von 1911 oder 1912 und befinde sich auf der Rückseite des Gemäldes «14. Juli», das ein Jahr später entstanden sei, teilten Konservatoren des Studio Redivivus in Den Haag mit. Sie gehen davon aus, dass das Gemälde Teil einer Serie ist, in der Léger den Blick aus seinem Atelier über die Dächer von Paris bis zur Kathedrale Notre-Dame festhielt und sein Augenmerk vor allem auf den aus den Schornsteinen aufsteigenden Rauch richtete. Es wird vom 19. November bis zum 2. April im Kröller-Müller Museum in den Niederlanden ausgestellt (sda)

Tagestipp



Experimenteller Haudegen

Sonic Mountains Einmal im Jahr präsentiert Sonic Mountains die herausragendsten Vertreterinnen und Vertreter der experimentellen Schweizer Musikszene. Marco Papiro (Foto) ist quasi der alte Haudegen der diesjährigen Ausgabe. Papiros analog-elektronische Kompositionen sind zwischen Klangskulptur und Pop angesiedelt. In der Welt der modularen Synthesizer und Patch Cords erforscht, performat und komponiert die Bernerin Annie Aries ihre Musik und eröffnet klangliche Räume zwischen Electronica und experimentellen Sounds. LVKK (Luk Poncet, Mitglied der Berner Popband Am Kap) stützt sich auf ein dichtes und tieffrequentes Fundament, wozu sich schlagartige Impulse, Teilchen und Fragmente krachend in die Peripherie ausdehnen. Die in Bern lebende Luz González spielt eines ihrer Solo-Elektronik-Sets, eine erfrischende Aufarbeitung von Drone und Industrial Music. (lex)

Dampfzentrale Bern, heute, 20.30 Uhr

Baustelle

«Ich allein entscheide, ich lasse mir nichts sagen»

Architekturkolumne Eigentlich macht in der Schweiz nur die öffentliche Hand offene Architekturwettbewerbe. Die privaten Bauherren hingegen weigern sich. Warum?

Benedikt Loderer

Ist jemand dagegen? Gegen gute Architektur nämlich. Gewiss nicht. Doch wie kann man sie fördern?

Durch offene Wettbewerbe. Architekturmuseen sind süss und ehrenvoll, das Architekturforum unterstützenwert, doch nichts ist wirkungsvoller als der offene Wettbewerb.

Dass die Schweiz eine architektonische Grossmacht ist, verdanken wir dem offenen Wettbewerb. Unser Wettbewerbswesen wird im Ausland golden beleuchtet und geradezu verherrlicht. Das möchten die auch haben.

Sieht man genauer hin, so stellt man fest, offene Wettbewerbe macht eigentlich nur die öffentliche Hand, sie muss, ihr schaut man auf die Finger. Die privaten Bauherren hingegen weigern sich. Wenn überhaupt wählen sie geschlossene Auswahlverfahren. Warum?

Das erste Argument ist eine Milchbüchlirechnung. So viele Architekturbüros mal 50'000 Franken gibt eine Unsumme an verbranntem Geld. Nur es ist das Geld der Architekten, nicht der Bauherren, das durchs Fenster fliegt. Die Architekten machen Wettbewerbe zur Weiterbildung, um zu sehen, wo sie in der beruflichen Hackordnung stehen – und natürlich in der Hoffnung auf einen Auftrag. Keiner wird gezwungen mitzumachen.

Ja, sagen da die Privaten, aber offene Wettbewerbe sind teuer. Die Vorbereitung kostet. Nur ist das Bauherrenarbeit, die ohnehin geleistet werden muss. Wer ein Projekt verwirk-



Gelebtes Wettbewerbswesen: Das Siegerprojekt für die neue Turnhalle in Oberbipp wird von der Jury 2018 präsentiert. Foto: Olaf Nörrenberg

lichen will, muss sich klar werden, was er braucht, muss das Baureglement studieren und einen seufzenden Blick in seine Kasse werfen. Genau das nennt man Wettbewerbsprogramm.

Schon recht, sagen die Verweigerer, aber die Jury muss bezahlt und verköstigt werden. Das stimmt, als Ausgleich könnte man eines der Leerlaufseminare im teuren Kongresshotel streichen. Nein, sagen die Bedenkenträger, der Wettbewerb verteuert grundsätzlich, die Baukosten steigen.

Teuer wirds vor allem, wenn man an den geistigen Unkosten spart. Der Wettbewerb dient der Herstellung von Varianten. Wer nicht in Varianten denkt, der denkt nicht.

Aber die Zeitverschwendung, jammern die Eiligen, die Zinsen laufen. Darum ist die erste Idee auch die beste. Diese krämerische Genügsamkeit führt zur Banalität, so banal wie der Bau ist die Bauherrschaft auch. Das Banale und das Fatale sind enge Verwandte.

Offene Wettbewerbe sind überlaufen, was machen wir mit 100

Projekten? Die Juryarbeit trennt züig Spreu und Weizen. Aber was, wenn wir einen zwar begabten, aber unerfahrenen Architekten kriegen, erst noch jung und halsstarrig. Dann verheiraten wir ihn mit einem erfahrenen Alten.

In Tat und Wahrheit geht es um die Architektenwahl schlechthin, um die Macht, um die Kontrolle. Alle anderen Gründe sind nur vorgeschoben. Ich als Bauherr lasse mir nicht dreinreden. Der offene Wettbewerb ist ein Eingriff in meine Herrlichkeit. Ich allein entscheide, ich lasse mir da nichts sagen, weder vom SIA

noch von einer Jury mit ihrer Kompetenz. Ich allein weiss, was ich brauche und will.

Der offene Wettbewerb entmündigt mich, ich bin nicht länger der Herr im Haus. Werde ich durch die Umstände zu einem Wettbewerb gezwungen, so ist das Freiheitsberaubung. Ich bin für die Eigenverantwortung, für andere habe ich keine. So fördern die Privaten die Architektur.

Der Architekt Benedikt Loderer ist Mitglied des «Baustelle»-Kolumnistentams und lebt als Stadtwanderer in Biel.

«Ich heisse Giorgia Meloni – und das ist verheerend!»

Namensvetterin Eine junge Sardin heisst gleich wie die italienische Wahlsiegerin – und findet das mässig lustig.

«Es ist ein Albtraum», sagt Giorgia Meloni. Nicht DIE Giorgia Meloni, die als Anführerin der postfaschistischen Partei Fratelli d'Italia die italienischen Parlamentswahlen gewonnen hat und nun wahrscheinlich als erste Frau in der Geschichte des Landes Premierministerin wird.

Nein, die Rede ist von einer 20-Jährigen, die auf Sardinien aktiv ist. Auf Tiktok folgen Meloni fast 85'000 Personen. Sie erfahren, wie es so ist, als Namensvetterin der Politikerin mit einem der gegenwärtig bekanntesten Namen Italiens durchs Leben zu gehen: nicht sehr lustig. Wobei vielleicht auch ein bisschen Koketterie dahintersteckt, denn normalerweise beklagen sich ja Tiktokerrinnen und Instagram-Selbstvermark-

terinnen nicht über zu viel Aufmerksamkeit.

Gelächter im Wahllokal

Aufsehen erregte Meloni zum Beispiel bei der Stimmabgabe am 25. September. Die 20-Jährige schildert, wie sie das Wahllokal betritt und nach ihrem Namen gefragt wird, um den Stimmzettel, die «scheda elettorale», ausgehändigt zu erhalten. «Ich wusste, was passieren würde, und sagte zuerst nur Giorgia», erzählt sie auf Tiktok. «Familiennamen?», fragt die Funktionärin. «Meloni.» «Wie bitte?» Als sich geklärt hat, dass sie tatsächlich Giorgia Meloni heisst, seien alle Umstehenden in schallendes Gelächter ausgebrochen und hätten Sprüche gemacht wie: «Na, dann ist ja wohl klar, wen du wählst.»

In ihrem selbstbewussten Videobeitrag schildert die sardische

Meloni weitere Erfahrungen aus einem Leben mit berühmtem Namen: Kaum eine Freundin, kaum ein Lehrer, die nicht irgendeinen Kommentar abgeben, und meistens sei deren Witzigkeit sehr überschaubar.



«Darf ich dich wählen?» Den Spruch hat Giorgia Meloni schon x-mal gehört. Foto: Instagram

Seit Beginn des Wahlkampfs sei sie mit Nachrichten nur so überschwemmt worden, sagt Meloni und blendet einige davon in ihrem Video ein: «Darf ich dich wählen?» Oder: «Ich weiss nicht, ob du schöner bist oder nicht Name.» Es gebe auch Leute, die sie für die Politikerin halten und loben oder beschimpfen. Oder solche, die kategorisch sagen: «Giorgia Meloni gibt es nur eine.» Sie solle also gefälligst den Namen ändern.

Und wen wählt sie nun?

In Anspielung auf die epischen Wutanfälle und Schimpfkanonaden der Wahlsiegerin präsentiert sich die junge Frau in den sozialen Medien mit dem Satz: «Ich bin nicht die Politikerin, ich bin sympathisch.» Und auf die Frage, ob auch sie mit Matteo Salvini, dem Chef der rechtspopulis-

tischen Lega, befreundet sei, antwortet sie: «Nein, Gott sei Dank nicht.» Die Wahlen, sagt die junge Sardin, hätten schwerer auf ihr gelastet als auf der anderen Meloni. «Verheerend», sei das alles gewesen. Bleibt ihr wohl nicht viel anderes übrig, als darauf zu vertrauen, dass ihrer Namensvetterin dasselbe widerfährt wie fast allen Politikern in Italien: Viel Popularität in sehr kurzer Zeit mit sehr viel Trara – aber dann geht es auch schnell wieder zurück ins Nirwana der öffentlichen Gleichgültigkeit.

Und hat sie ihre berühmte Namensvetterin nun gewählt? Im Video verzichtet Giorgia Meloni leicht angewidert das Gesicht und sagt: «Nein, nein.» Aber: «Lassen wir sie arbeiten und hoffen wir auf ein besseres Italien!»

Sandro Benini